

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 3 (1928)

Heft: 8

Artikel: Das Wiedersehen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-708675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wiedersehen.*

Albert Hirschy war auf das Aufgebot zur Grenzbesetzung aus der Fremde heimgekehrt. Es ging gegen Ende des zweiten Monats, als eines schönen Morgens das Bataillon seinen bisherigen Standort in der Nordwestecke des Landes verließ, um in langen Märschen zu neuen Stellungen zu gelangen. Und siehe! Es ging dem heimatlichen Gau entgegen. Am Nachmittag des dritten Marschtagen rastete die müde Truppe auf einer Anhöhe, von der man hinüberschaute nach den Dörfern der X-er.

Es war einer jener goldigen Septembertage, wo man sich vor Wehmuth und Wonne nicht zu helfen weiß. Hirschy lag etwas abseits und schaute hinaus auf das trauliche, liebe Land, über das der Herbst seine Reize ausgegossen hatte. Auf den Matten weidete das falbscheckige Vieh; Herdengeläute erklang von allen Seiten. Dort und dort und dort zogen Pferdegespanne — meist durch ein Rind oder zwei verstärkt; wie viele Ackergäule mochten wohl Kriegsdienst leisten! — den Pflug durch die schwere, dunkle Ackererde. Auf einem nahen Feld waren die Leute an der Kartoffelernte, und es geschah dem sinnenden und schauenden Soldaten so, dass er bald nur noch Augen hatte für das, was dort vorging: wie die Männer und ein paar kräftige Mägde den dreizackigen Karst schwangen, wie die Mädchen und Buben die Früchte auflasen, wie die vollen Körbe in stramme Säcke geleert wurden. Mit einer Spannung, die ihm selber unerklärlich vorkam, verfolgte er jede Einzelheit, beobachtete er die Bewegungen der Arbeitenden, bis allmählich an die Stelle des wirklichen, lebenden Bildes ein innerlich geschautes Erinnerungsbild trat.

Als Knabe hatte er — wie oft! — gleich den Buben dort, Kartoffeln aufgelesen; als Jüngling hatte er mit den Knechten gekarstet: es war alles gewesen, wie es sich dort vor seinen Augen jetzt abspielte. Er gedachte der Werkgenossen von damals: des Bauern, der die andern nicht nur durch sein Beispiel zu emsiger Arbeit anzuspornen wusste, sondern sie durch seine gescheiteten, allzeit muntern Reden aufs beste unterhielt; des verschmitzten Knechtes aus dem Guggisbergerland, der manchmal einen Tag lang schier keine Silbe redete, dann handkehrum wieder das grosse Wort führte; des alten Taglöhners Ruedi, der vor allen neuen Maschinen Angst hatte; der Taglöhnerin, die man nur die Küferin nannte, ein Hünenweib mit knochigem Gesicht, spärlichen, weißen Haaren und einer Männerstimme. Wer aber stand im Hintergrund seiner Erinnerungen, mehr geahnt als gesehen? Es fehlte jemand in dem Auftritt; dem Albert Hirschy wurde darob trüb zu Mute, er wusste nicht warum.

Da kam mit einem Handwägelchen ein Mädchen auf den Acker gefahren; es brachte den Leuten den Nachmittagsimbiss, das »z'Obé«. Dem Soldaten entfuhr es mehr als halblaut: »Anneli!« Gerade so war damals des Bauern Anneli zu den Arbeitern aufs Feld gekommen, das Anneli, das dann heranwuchs und das er, der Albert Hirschy, liebte und verlor. Ja, genau so pflegte es zu geschehen daheim im Ried. Nach dem gemütlichen Imbiss — zu dem man sich Zeit liess, auch wenn der Meister dabei war — war das Anneli geblieben und hatte auflesen geholfen, ein zierlicheres Jungfräulein als die andern, geschmeidiger und leicht-

ter in seinen Bewegungen. Beim Bücken waren ihm die schweren, schwarzen Locken übers Gesicht gefallen und es hatte sich dann plötzlich gestreckt und sie mit einer drolligen Gebärde zurückgeworfen; Hirschy lächelte stillvergnügt, wie er das Spiel jetzt in dem Zauberspiegel seines Erinnerns betrachtete.

Der um einige vier oder fünf Jahre ältere Handwerkersbub hatte das Töchterchen des reichen Nachbarn von klein auf gekannt, hatte viel mit ihm und seinen Brüdern gespielt, hatte sich von ihm Aepfel und Zwetschgen zustecken lassen, wenn er es nicht vorzog, sie sich selber aus dem Baumgarten zu holen. Er war dann in das Alter gekommen, wo Knaben zum Geldverdienen angehalten werden; sein Vater hatte ihn dem Bauern als Taglöhner angeboten, und während seiner letzten Schuljahre hatte er regelmässig die Ferien auf dem grossen Gut gearbeitet, im Frühjahr, im Heuet, in der Ernte und im Herbst. Er hatte mit Anneli am gleichen Tisch gegessen, meist gerade ihm gegenüber; er hatte oft an seiner Seite gewerkelt, als es gross genug geworden war, um Hand anzulegen. Dazu aber kam es erst, als er schon »vom Herren« war und auf einer höhern Schule studierte. Denn auch dann noch verdingte er sich dem Bauern als Taglöhner, wenn er in die Ferien kam; nur dass er jetzt in dem Alter stand, wo Knaben anfangen, sich über Mädchen, die ihnen gefallen, Gedanken zu machen, und ihn zu solchem Dienst mehr als die Batzen, — die er zwar gern verdiente —, die Aussicht lockte, Anneli nahe sein zu können. Als er einmal wieder in die Stadt zurückkehrte, begleitete ihn der ehrgeizige Entschluss, sich das Anneli Thöny zu erstudieren.

Auf dem Kartoffelacker sass jetzt die Schar um den Imbisskorb, und Albert Hirschy versank in Träumereien. Jene Jugendjahre und alles, was zwischen ihm und Anna später geschehen, erfüllte ihn mit süßen und schmerzlichen Gefühlen. Wie lang war es her? Seit wann hatte er sich die Geschichte aus dem Sinn geschlagen, entschlossen gegen die auftauchenden Anwendungen ankämpfend? Nur in Träumen hin und wieder hatte sie ihn umgaukelt und genarrt. Er hatte zuviel nach Erfolg gestrebt, zu viel Erfolg errungen, trotz manchen Hindernissen, um einer erfolglosen Liebe allzu lang nachzuhangen. Jetzt war sie wieder da, unverhofft, unvermittelt hatte sie ihn angefallen, und es packte ihn mit einer Heftigkeit, dass er Mühe hatte, seiner Rührung Herr zu werden. Alles Liebesleid und alles Heimweh, das er einst so tapfer und selbstsicher niedrigerungen hatte, lebte auf und übermannte ihn.

Es war die alte bekannte Geschichte. Er hatte als Knabe eine Neigung zu dem Mädchen gefasst, als es noch ein Kind war. Als Jüngling hatte er es, oder sich, dann vergessen, weil es anderwärts auch Mädchen gab, die zudem keine Kinder mehr waren und in die Schule gingen, mit denen man vielmehr nach Herzenslust tanzte und schäkerte; er hatte geliebelt wie andere. Dann war er in die Fremde gegangen und hatte ein stolzes Ziel verfolgt, sein Denken auf anderes gerichtet als auf Mädchen. Er hatte das Ziel erreicht, als er nach langer Abwesenheit wieder einmal ins heimatliche Dorf zurückzukehren dachte. Freien Sinnes, freien Herzens fühlte er sich. Aber noch ehe er zur Reise bereit war; als infolge einer unerwarteten Verzögerung eine gewisse Ungeduld sich seiner bemächtigte, regten sich in ihm auch die weichen Saiten wieder, die er so lang mit rauhem Griff gemeistert hatte. Seine Gedanken fingen auf unerklärliche Weise an, sich mit Anna zu beschäf-

*) Aus «Humor und Gemüt bei unseren Soldaten». — Frobenius-Verlag, Basel. — Jeder Soldat sollte das Album besitzen.

tigen. War er nicht um vieles weiter gekommen, als sein Knabenehrgeiz ihn getragen hatte, damals, als er auszog, sich die Tochter des vornehmen, reichen Bauerngeschlechtes zu erstreben? Wie mochte es um Anna stehen?

Er hatte plötzlich gefühlt, dass er sie noch liebte, dass ohne sie sein Erfolg nicht voll, sein Ziel nicht erreicht war. Warum wäre ihm sonst bei der Frage so bange ums Herz geworden? Sie war jetzt nicht mehr ein Kind gewiss schon Jahre, zwei oder drei, über zwanzig. Wozu erzählen, wie alles geschah. Er kehrte heim und fand Anna schöner und begehrenswerter, als er sich's ausgemalt hatte; er warb um sie und musste vernehmen, dass er zu spät heimgekommen war. Was galt ihm jetzt die Heimat? Er zog wieder in die Fremde und suchte Vergessen in neuer, harter, emsiger Arbeit, ein neues Ziel sich stellend, und so in seiner robusten Art den Schmerz verwindend. Etwa nach einem Jahr hatte ihm seine Mutter unter anderen Dorfneuigkeiten gemeldet, dass Anny Thöny «letzten Freitag Hochzeit gehalten» habe, und beigefügt, ihr Mann sei ein «grüslich reicher, junger Bauer zu ...»

«Zu» . . . Ja, wo doch? Es war der Name eines der Dörfer hinter dem langen Waldgebiet westlich von seiner Heimat. Erst jetzt fiel es Hirschy ein, dass er sich eben in dieser Gegend befand. Warhaftig, hier herum musste es sein. Wie konnte er nur den Namen vergessen haben, wo ihm alles andere so gegenwärtig war: Uffwyl, Zächwyl, Wickwyl, Russwyl; es war eins von diesen Wyl. Welches?

Warum lag das Bataillon seit Stunden dort am Rain? Es wurde Abend und kühl; warum rückte man nicht in die Kantonemente? Der Füsilier Hirschy sprang auf und ging fragen, was gespielt werde. Die Kameraden, die das Merkwürdige der Lage bereits ausgiebig besprochen hatten, lachten ihn aus: ob er auch schon etwas merke? Aber die Antwort wusste keiner.

Endlich kamen die Befehle: das Bataillon musste im Freien übernachten. Es schien sich Neues vorzubereiten. Man marschierte zum Biwakplatz, etwas weiter vorn auf einer Wiese am Waldrand. Im Dämmer des herbstlichen Abends entstand in kurzer Zeit die Zeltstadt; um Mitternacht aber bezog Hirschy seinen Posten als Wache vor dem Lager. Er hatte zwei Stunden Zeit, die Gedankengänge vom Nachmittag weiter zu spinnen. Jawohl, in einem der vier Dörfer in dem Tal hinter dem Hügelzug, worauf er jetzt stand, war's, wo Anna ihr neues Heim gefunden hatte. Wenn jetzt die Marschrichtung nur ein wenig nach Norden abschwankte, so mussten sie dort hinüberkommen; es konnte geschehen, dass sie die vier Ortschaften der Reihe nach berührten! Albert Hirschy sah sein einstiges Lieb vor einem stattlichen Bauernhause stehen, sah sich selbst ihr zuwinken, hörte sich ihr zurufen, sah sie nach dem Rufer ausspähen, ihn sehen und . . . nein, sie würde ihn nicht erkennen, das war undenkbar. Zwei Stunden gingen diese Gedanken und Vorstellungen ihm unablässig durch den Sinn. Umsonst gab sich der Wacher Mühe, die Schönheit der Nacht zu geniessen. Der Sternenhimmel, den er in so vielen Stunden nächtlichen Postenstehens erforscht hatte; die sich füllende Mondsichel vermochten ihn nicht zu fesseln; auch nicht der dämmerhafte Anblick des Dorfes im Grunde; als er um zwei Uhr in das Zelt kroch und sich fröstelnd auf den Boden streckte, war er müder als sonst; die innere Bewegung, die seelische Weichheit, die ihn befallen, hatte seine leibliche Kraft geschwächt. Er schlief bald ein und einschlafend sah

er nochmals das Anneli, das mit dem Imbisskorb aufs Feld zum Gesinde kam, und dann die blühende Anna Thöny, wie er sie vor Jahren bei seiner Heimkunft ein paar Mal gesehen hatte.

Um vier Uhr war Tagwacht, und eine Stunde später marschierte das Bataillon ab. Ein neuer Tag, neues Tun und Sinnen! Mit klingendem Spiel ging's die Landstrasse dahin, und wenn die Musik schwieg, erscholl heller Gesang durch die Reihen. Ein Wegweiser: wahrhaftig, man wandte sich links durch den Wald, Uffwyl zu! Hirschy konnte es kaum fassen. Eine unwiderstehliche Hoffnung erfüllte ihn, gegen die er sich vergeblich mit Gründen wappnete. Er sagte sich: wir ziehen ohne Aufenthalt durch die Dörfer; wenn's gut geht, sehe ich irgendwo eine junge Bäuerin vor einer Haustür stehen, und werde glauben, es sei Anna, ohne dessen sicher zu sein, jedenfalls ohne von ihr erkannt zu werden; umsonst, die Hoffnung auf mehr kam immer wieder oben auf.

Da ertönte von der Spitze wieder Musik; man marschierte in Uffwyl ein. Hirschy raffte sich auf und schlug einen strammen Schritt an. Es war ihm ein Einfall gekommen: er wollte immerhin nach Anna fragen. Anna Thöny? Doch halt, wie hiess sie jetzt? Sollte er die umständliche Frage an Unbekannte richten: Wisst Ihr etwa, ob in diesem Dorfe eine Bäuerin lebt, die mit ihrem Mädchennamen Anna Thöny hiess? Unmöglich! Da war sein Zug schon bei den ersten Häusern angelangt, und gleichzeitig schrillte der Pfiff des Bataillonskommandanten: Rechts anhalten, Gewehre zusammen, Säcke ablegen!

Hirschy war der Halt hochwillkommen. Jetzt konnte er doch wohl ein bischen kundschaften. Er schaute sich um: war denn in dem Haus, da gerade vor ihm, kein Mensch zu erblicken? Ein Prachtshaus, ein Staatsgarten vor den Fenstern, ein Misthaufen wie eine Festung vor den Ställen: das musste ein währschafftes Bauernwesen sein. Doch es war wie ausgestorben. Kein neugieriges Auge guckte zum Fenster hinaus; es kam kein Knecht zum Futtergang oder zur Tenne heraus geschlurft.

Die Soldaten standen in Gruppen auf der Strasse, qualmten, plauderten, lachten. Hirschy hielt sich wiederum abseits in arger Bedrägnis: eine solche Gelegenheit, und sie nicht ausnutzen! Bald mussten die wenigen Minuten verstrichen sein! Doch der Halt zog sich in die Länge; so früh am Tag musste das seine besondern Gründe haben. Und wie der Zugführer herzukam, trat Hirschy vor und bat, austreten zu dürfen. Es wurde erlaubt, und er schritt entschlossen zu dem Hause. Er pochte. Sein Plan war, um eine Tasse heiße Milch zu bitten, sich so ins Innere zu schmuggeln und dann auf Umwegen nach Anna zu forschen.

Keine Antwort. Er trat in den Hausgang und kloppte an die Stubentür.

»Wer ist da?« rief von der andern Seite her eine Frauenstimme. Was konnte er antworten? Im Militärdienst ist man kecker als sonst, und auch schlagfertiger.

«Ein Uebernächtler!» gab er Bescheid.

«Wartet ein klein, ich komme gleich,» rief es zurück.

Doch wie war das nur? Diese Stimme kannte er ja, hatte er erst kürzlich gehört, dünkte ihn. Es war eine ruhige, wohlklingende Stimme, volltönend, ohne laut zu erscheinen. Er war plötzlich unfähig, zu denken und zu raten; er hätte davonlaufen mögen, wie der reinste dumme Junge, und stand da, wie wenn er das Oel verschüttet hätte. Da kam ihm aus der Küche, den

schmalen Hausgang herauf, die Frau entgegen: eine kräftige junge Bäuerin, mit einem leichten Mieder angetan, die starken Arme bis zum Ellbogen entblösst. Durch die offene Haustür fiel das helle Morgenlicht auf ihre Züge: es war Anna Thöny!

Sie erkannte den Mann nicht und war verblüfft, als er ihr die Hand zum Grusse bot. Doch sein «Guten Tag, Anna!» genügte. Sie reichte ihm die Hand. Albert brauchte nicht zu forschen und fragen; er jedoch war ihr eine Erklärung schuldig. Also sagte er wahrheitsgetreu, was ihn zu ihr geführt habe: der Wunsch, gerade sie auszukundschaften auf dem Umwege eines «Chacheli» warmer Milch, um das er betteln wollte. Sie lief behend in die Küche, nachdem sie ihn in die Stube geleitet hatte. Dann trug sie auf, Brot, Käse, Butter, Honig, und als die Milch zur Stelle war, setzte sie sich, ihm Gesellschaft zu leisten.

Sie plauderte unbefangen und zutraulich, wie zu einem alten Kameraden: sie sei allein zu Hause, und sei eben am Brotkneten gewesen, als er klopfte. «Daher die nackten Arme,» dachte er (jetzt allerdings waren sie in den Ärmeln einer Jacke wohlgeborgen); «daher der Mehlstaub in den Haaren!» Die Mägde seien draussen, müssten beim Grasen helfen, weil zwei von den Knechten auch im Dienst seien. Auch Gottfried sei im Dienst. Sie nannte den Namen wie etwas Selbstverständliches, als müsste der Besucher den Träger so gut kennen wie sie selbst; Albert wusste nicht einmal sein «Geschlecht». Also auch der Gottfried war im Dienst; Anna berichtete, was er schon alles erlebt habe, und Albert Hirschy freute sich, dass sie mit Stolz und sichtbarer Liebe von ihrem Manne sprach.

«Aber gell, du nimmst doch!» rief sie einmal dazwischen. «Es ist nur schade, dass du zum alten Brot gekommen bist, statt morgen zum frischen.»

Die Zeit verstrich. Der Soldat aber vergass, was draussen vorgehen mochte. Da klopfte ein Kamerad ans Fenster und winkte ihm zu, sich zu beeilen. Hirschy erhob sich und mit ihm die freundliche Wirtin. Sie standen sich gegenüber und fühlten sich plötzlich befangen: sie hatten nur von allerhand Gleichgültigem gesprochen, was jetzt? Es ging Albert Hirschy wie es einem oft in Träumen geschieht: er konnte nicht tun, was er am meisten wünschte: ihr erzählen, wie er am Tag zuvor und in der Nacht und auf dem Marsch des Morgens nur an sie gedacht. Er fand den Weg dazu nicht.

Da sagte Anna: «Das hat mich jetzt gefreut. Aber von wem hast du dir unser Haus zeigen lassen? Sind noch andere Rieder bei dir?»

Sie hatte also das, was er ihr über sein Kommen gesagt hatte, nicht geglaubt, es für einen Scherz gehalten. Sie war höchstlich betroffen, als er ihr beteuerte, dass es der reine Zufall sei. «Was einer sich recht innig wünscht,» bemerkte er, «das geht ihm in Erfüllung. Wenn du wüsstest...» Er schaute zum Fenster hinaus.

«Kannst du noch einen Augenblick bleiben?» fragte sie. Draussen standen die Mannschaften noch untätig; nur zu gern blieb er noch einen Augenblick. Anna aber eilte hinaus und kehrte nach einer Minute mit einem Kind im Arme zurück; im Hemdchen, erst halb wach.

«Ich musste dir doch noch mein kleines Schätzchen zeigen,» sagte sie. Es war ein herziges kleines Mädchen mit den dunklen Augen und Haaren der Mutter. Es hatte vor dem fremden Mann keine Angst und sagte: «Vatti au Soldat, wyt furt!» Auf der Strasse entstand eine Bewegung. Mit dem Kind auf dem linken Arm

reichte die Bäuerin ihrem Morgengast die Rechte zum Abschied. «Lebewohl, Albert, bleib gesund.» «Lebewohl, Anna, behüt dich Gott!»

Hirschy eilte hinaus. Die andern standen schon marschbereit. Als die Truppe fünf Minuten später auf den Pfiff des Majors zum Schritt ausholte und sich in Bewegung setzte, stand Anna mit dem Kind im Arm am offenen Fenster und winkte dem Jugendfreund den Abschiedsgruss zu; die Kleine aber rief: «Adie, Soldat, adie, adie!»

An diesem Tag war Albert Hirschy ein schweigamer Gesell. Er konnte sich nicht losmachen von dem wunderbaren Erlebnis. Schöner, unwahrscheinlicher als ein Traum kam es ihm vor. Er hatte Anna Thöny nicht nur gesehen, sondern mit ihr gesprochen, ihr die Hand gedrückt, an ihrem Tisch sich gelabt. — Aber wie sie jetzt hieß, musste er immer noch nicht.

Das Postulat Roth.

Der Bundesrat unterbreitet der Bundesversammlung den Entwurf zu einem Bundesbeschluss, wonach die sich zur Aushebung stellende Mannschaft und die zur sanitärischen Beurteilung vor Untersuchungskommission erscheinenden Wehrmänner während der Dauer dieser Verhandlungen, ferner die an den Inspektionen über Bewaffnung und Ausrüstung in den Gemeinden teilnehmenden Wehrmänner während der Dauer dieser Inspektionen in die Militärversicherung einbezogen werden. Diese Änderung ist angeregt worden durch Postulat Roth, das der Nationalrat am 22. September 1927 angenommen hat.

Die staatsrechtliche Stellung des Generals in der Schweiz.

Versuch einer Geschichte und Darstellung.
Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 1928.

Von Dr. Hans Huber, Berner Dissertation.

Während des vergangenen Weltkrieges sind die Staatseinrichtungen sämtlicher europäischer Staaten, ob in den Krieg verwickelt oder nicht, einer harten Belastungsprobe unterstellt worden. Vieles ist unter den gebieterischen Anforderungen des Krieges haltlos zusammengestürzt. Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat eine Unmenge politischer Fragen gezeugt, die jetzt in Friedenszeiten, wo die Geister abgeklärt und die Erfahrungen einer ausserordentlichen Zeitepoche gesammelt und gesichtet sind, ihrer Lösung harren.

Zu den von den Krisen des Krieges am meisten erfassten Staatseinrichtungen gehört die Ordnung des militärischen Oberbefehles und seine Beziehungen zur Regierung des Landes. Sämtliche kriegsführenden Länder haben hier Krisen durchgemacht, die nur durch Wechsel im Oberbefehl oder durch Wechsel in der Regierung gelöst werden konnten. Auch die diesbezüglichen Einrichtungen in unserem, vom Kriege verschonten Lande, waren nicht alle gut, was übrigens begreiflich ist, denn Mängel haften an jeder menschlichen Institution. Wenn die der gesetzlichen Ordnung des militärischen Oberbefehles anhaftenden Mängel in der Schweiz nicht zu ernsten Krisen geführt haben, so ist das nur den Männern der Regierung und denjenigen der Heeresleitung zu verdanken, die einsichtig genug waren, in einer Zu-